

Ermordet aus ungerechtem Argwohn.

Afrikanisches Klima.

Von P. Isembard Leyendecker.

Schon oft mußte ich, wenn ich in Europa der Mission befreundete Personen traf, die Frage hören: „Nicht wahr, in Afrika muß es doch recht heiß und ungesund sein?“ — Da wußte ich dann eigentlich nie, was ich darauf antworten sollte, denn weder ein unbedingtes „Ja“, noch ein gutes „Nein“ wollte da stimmen, sowohl was die Hitze, als auch was die Gesundheit anbelangt. Die wenigsten Europäer machen eben den nötigen Unterschied zwischen Nord-, Zentral- und Süd-Afrika; sobald man vielmehr das Wort „Afrika“ hört, verbindet man damit ohne weiteres den Begriff „Hitze“, und wo es recht heiß ist, so schließt man weiter, mußte es auch wohl „ungesund“ sein. Und doch ist diese Vorstellung vielfach irrig.

Afrika ist groß, und da gibt es gesunde, ja recht gesunde Strecken, allerdings auch ungeheure, mit Fiebermiasmen geschwängerte Gebiete. Auch darf der Begriff „heiß“ keineswegs ohne weiteres mit „ungesund“ identifiziert werden, denn es gibt Strecken, die heiß und trotzdem recht gesund, andere, die weniger heiß und dennoch ungesund sind. Welch ein Unterschied da auf ganz kurzen Distanzen sein mag, mag ein Beispiel aus Deutsch-Ostafrika darstellen: Etwa 100 Kilometer von Tanga entfernt erhebt sich das Ost-Ujambargebirge bis zu etwa 1200 Meter absoluter Höhe von der Steppe aufsteigend. Dahinter fließt der Quengera, der West- und Ost-Ujambara von einander scheidet. West-Ujambara weist eine Höhe von etwa 1800 Meter auf und fällt fast senkrecht gegen die Steppe ab, die bei Mombo 500 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Unsere Station „St. Peter“ nun, etwa 2 Kilometer vom Rande dieses Gebirges entfernt, wies eine Höhenlage von 1480 Meter auf und überragte das unmittelbar darunter, in der Steppe liegende Masinde um 980 Meter. In der geraden Luftlinie waren die beiden Ortschaften nur etwa 4 Kilometer von einander entfernt und trotzdem war die beiderseitige Flora total verschieden. Bäume, Sträucher, Getreide, Gemüse, Palmenarten usw., die unten wuchsen, gedihten oben nicht, und umgekehrt. Selbst die Kinder, die von der Steppe in die Berge kamen, gingen innerhalb eines Jahres größtenteils ein. Noch mehr Schwarze, die im Gebirge wohnten, wurden, wenn sie in die Steppe hinuntergingen, krank und waren dem Malariafieber fast noch mehr unterworfen als wir Europäer. Unsere Pferde durften nicht in die Steppe kommen. Während unten in der Steppe beständig die Malaria herrschte, waren wir oben frei davon. Wir hatten allerdings in „St. Peter“ auch Fieberkrank, allein dies kam daher, daß wir zeitweise in Geschäften zur Küste reisen mußten und uns dort infizierten. Die Krankheit pflegte dann am 9. Tage nach der Infektion zum Ausbruch zu kommen, nachdem wir längst wieder zu Hause waren.

Gehen wir hinunter nach Südafrika, so zeigt uns ein Blick auf die Karte, daß sich dort die Drakensberge in einer langen Kette von Nord nach Süd erstrecken und zwar viel näher der Ost- als der Westküste. Da sich aber die Drakensberge bis zu einer Höhe von 3400 Meter erheben und zwar in verhältnismäßig geringer Entfernung von der Küste, so liegt es auf der Hand, daß die Temperaturunterschiede zwischen Küste und Gebirge ganz bedeutend sind. In der Tat, während man in der Küste zur Winterszeit nie Eis oder Schnee sieht, ist dies im Gebirge keine Seltenheit.

Gehen wir noch einen Schritt weiter nach Süden, so finden wir in der Gegend von Kapstadt ganz andere Re-

genverhältnisse als in dem gar nicht so weit davon entfernten Natal. In Natal sind die Wintermonate, Mai, bis August, trocken, fast Tag für Tag ist heller Sonnenchein, Kapstadt dagegen hat Winterregen, ähnlich wie Europa.

Die verschiedene Höhenlage bedingt also auch eine verschiedene Temperatur, und die gesundheitlichen Verhältnisse sind in erster Linie davon abhängig, ob ein Ort im sumpfigen Tal und in fieberreicher Steppe, oder auf trockener, sonniger Anhöhe liegt. So ist es leicht erklärlich, daß zwei Dörre, die geographisch nahe beieinander liegen, doch ein ganz verschiedenes Klima aufweisen, der eine ist gesund, der andere ist es nicht. Auf dasselbe mußte ich hinweisen, wenn ich gefragt wurde: „Was wächst denn in Afrika?“ Denn auch das richtet sich in erster Linie nach der Lage der einzelnen Dörre.

Ermordet aus ungerechtem Argwohn.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Etwa drei Kilometer von unserer Missionsstation entfernt, wohnte in der Nähe des Umlimfulu-Flusses an einem Bergabhang der Heide Hologolo-Zulu (sprich Schlogolo Sulu). Er zählte bereits zu den älteren Männern und mochte bald die sechzig Jahre erreicht haben. Einer besonderen Beliebtheit unter seinen Stammesgenossen konnte er sich allerdings nicht rühmen, im Gegenteil, die wenigsten wollten etwas von ihm wissen und von manchen wurde er geradezu gehasst. Warum? — Nun, er stand einmal in schlimmem Ruf, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt; man konnte ihm eigentlich nichts nachsagen, er lebte wie die übrigen Schwarzen alle. Auch daß er in der Regel eine Anzahl kleiner ausgehöhlter Ziegenhörner an einer Schnur um den Hals trug, war hierzulande nichts Unwohnliches. Viele heidnische Männer tragen ihre „Medizinen“ auf solche Weise mit sich, um bei etwaigen Unglücksfällen, wie zum Beispiel bei einem Schlangenbiss schnell ein Gegenmittel zur Hand zu haben. Und Schlangen gibt es hier in Natal in Menge.

Hologolo verstand sich auf die Heilkunde. Er sammelte eine Menge nützlicher Pflanzen und Kräuter und verabreichte sie gegen eine entsprechende Entschädigung an Hilfe suchende Kranken. Doch gerade deshalb galt er weit und breit als Zauberer, und viele ließen es sich nicht nehmen, daß er auch gefährliche Gifte bei sich führte, um mißliebige Personen in geheimer, unauffälliger Weise aus dem Weg zu schaffen.

Der Kaffer steht überhaupt voll von Aberglauben. Wird da jemand krank, und sei es aus der natürlichen Ursache von der Welt, so hat man gleich irgend eine Person in der näheren oder entfernteren Umgebung in Verdacht, diese Krankheit durch Gifte oder Zauberei verursacht zu haben. Als ich selbst vor mehreren Jahren schwer krank darniedlerlag, redeten viele Schwarze in ähnlicher Weise: „Abantu bayambulala, die Leute, d. h. bösgesinnte Schwarze, bringen ihn um!“ Stirbt der Kranke, so kann man kurz darauf hören, diese und diese Person hat den armen Menschen in hinterlistiger Weise ums Leben gebracht.

Nun hatte sich bei Hologolos Kraal ein junger Mensch, namens Skelem, niedergelassen. Er war noch unverheiratet, doch seine Braut, mit der er sich auf heidnisch-kaffrischer Weise verlobt hatte, lebte schon bei ihm. Da wird eines Tages diese Weibsperson krank. Sogleich steigt in Skelem schwarzer Verdacht auf. „Das hat ge-

wiß mein böser Nachbar Hlogolo getan! Kein Zweifel, er hat sie durch Zauberei franz gemacht und will sie schließlich gar ums Leben bringen. Doch warte nur, Glender, das sollst du mir büßen!" —

Nicht lange darauf war in unserer Nähe ein Bierge- lage. Ringsum aus der ganzen Nach- barschaft kam eine Menge Volkes zu- sammen; auch Hlogolo und Skelem fanden sich ein, und jeder sprach nach Kräften dem kost- lichen Nass zu. Am späten Abend, als es schon dunkel geworden war, er- klärt Hlogolo: "Ich will jetzt den Heim- weg antreten."

"Gestatte, daß ich dich begleite," er- widert Skelem, der sich im Hinterteil der Hütte niedergekauert hatte, "ich gehe nicht gerne allein." — So mar- schierten sie zusam- men dem heimat- lichen Kraale zu.

Der arglose Hlogolo merkt nicht, daß Skelem, der ihm auf dem Fuße folgt, einen scharf- geschliffenen Aß- gagai in der Hand hat. Sie wandern zusammen den kleinen Abhang hin- auf, der Straße zu und reden ganz vertraut mit ein- ander. Hlogolo, als der ältere, hat den Vortritt in dem schmalen Fußpfad, Skelem trabt be- scheiden hinten- drein. Da, wie sie noch kaum 50 Schritte vom Kraal entfernt sind, stoßt plötzlich Skelem seinem ahnungs- losen Opfer den Aßgagai tief in den Rücken. Der Getroffene stürzte zu Boden, faßt sich je- doch schnell wieder und will sich verteidigen. Doch Skelem hat schon ein langes Messer in der Hand und stoßt es ihm in die Brust. Ein zweitesmal stürzte Hlogolo zu Boden, und der herzlose Skelem führte nun mit einem mächtigen Knotenstock wichtige Schläge

auf dessen Kopf, bis der Aermste seine Seele aus- haucht. —

Was nun? — Der Mörder zündet das dürre Gras an, um den Schein zu erwecken, als sei Hlogolo bei einem



Feierlicher Einzug zum Pontifical Visit auflässlich des 25jährigen Gründungsfestes unserer Missionsstation Louredo in der Kapitolie.

der hier so häufigen Grasbrände verunglüfft, und macht sich dann schleinigt aus dem Staube.

Durch das Feuer werden die Leute herbeigelost, man beginnt zu löschen, damit nicht noch die benach- barten Strohhütten in Brand geraten möchten; da fin- det man den Toten. Welch' ein Anblick! Die Hirn-

schale ist eingeschlagen, Brust und Gesicht zerstochen, der Rücken so tief durchbohrt, daß sich sogar die Magenwand geöffnet hat, und das zuvor genossene Bier wieder ergießt. —

Wer hat das getan? — Niemand wagt, eine Vermutung auszusprechen. Gleich am nächsten Morgen wird der graue Vorfall dem Hauptling gemeldet. Dieser läßt alle Männer und jungen Burschen zusammenrufen. Sie eilen gehorsamst herbei; nur einer fehlt: *S k e l e m*. Warum kommt er nicht? Hatte er mit *Hologolo* zu tun? Ja, er wohnte in seiner unmittelbaren Nähe und hat mit ihm gestern Abend gemeinsam die Hütte verlassen, in der das Biergelage stattfand.

Man schickte Boten zu ihm. Sie fragen, weshalb er nicht gekommen sei. Die Antwort lautet: „Meine Braut hatte mich in eine Hütte eingesperrt; ich konnte nicht kommen.“ — Eingesperrt? Weshalb? Glaubte sie, es drohe dir eine Gefahr? — *Skellem* ist betroffen, stottert noch ein paar nichts sagende Ausreden daher und gesteht dann endlich seine Mordtat ein. Er wird verhaftet und sitzt gegenwärtig noch im Gefängnis; wahrscheinlich wird er in Bälde seine Untat mit dem Leben büßen müssen. —

Woher die ganze Greuelstat? Aus *Aberglauben!* — Möchte doch der liebe Gott recht viele eifrige Arbeiter in seinen Weinberg senden, damit das Heidentum mit all seinem finstern Wahn ausgerottet, und solche Greuelstaten von selbst unmöglich würden!

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Viegnar.

Emaus, 8. Juni 1910. — Soeben kommt unser Bruder Schaffner und meldet, es sei auf unserem Lande Grasfeuer ausgebrochen. Alles, was Füße hat, rennt mit alten, ins Wasser getauchten Säcken hinaus, dem Feuer Einhalt zu tun. Wir fürchteten schon, das Feuer möchte in die trockenen Maisfelder hereinkommen; dann wäre es mit der diesjährigen Ernte vorbei gewesen; doch es lief alles noch ziemlich günstig ab. Nach etwa einer Stunde konnten wir beruhigt zur Station zurückkehren.

Der Kaffer geht mit dem Feuer sehr unvorsichtig um und wird durch Schaden nicht klug. Oft verunglückt ein Kind, — denn in einem Kaffernraal brennt fast beständig ein offenes Feuer, — heute brennt eine Hütte ab, morgen entsteht ein Grasbrand, der vielleicht meilenweit alles, was ihm in den Weg kommt, vernichtet: Weidegras, Getreidefelder, Scheunen, Wohnhäuser, Schafe, Hühner, Menschenleben usw., und trotz alledem wirft der Kaffer bald ein brennendes Bündholz ins trockene Gras, bald eine glühende Asche. Der Leichtfumm und Schlendrian steckt vielen Schwarzen so im Blut, daß sie selbst in späteren Jahren noch ebenso unvorsichtig handeln wie die kleinen Kinder. —

Der Juni ist der kälteste Monat in Südafrika. Allerdings fällt das Thermometer selten auf einige Grade unter Null, es sei denn zur Nachtzeit oder in früher Morgenstunde, allein man ist hier so sehr an die Wärme und Sonnenhitze gewöhnt, daß schon ein kleiner Kältegrad sehr unangenehm berührt. Kommt noch dazu von den mit Schnee bedeckten Drakensbergen ein eisiger kalter Wind, so geht der Kaffer den ganzen Tag über kaum mehr aus seiner Strohhütte heraus; denn Kälte fürchtet er über alles. Lieber will er Hunger leiden, als frieren. Dazu fehlt es den meisten an der nötigen Kleidung, um sich gegen die Kälte zu schützen. Schuhe haben die wenigen, und selbst ihre Decken sind oft sehr abgetragen

und zerrissen. Oft kommt so ein schlechtgekleidetes Menschenkind zitternd vor Kälte zu uns und bittet um eine warme Wolldecke. Sie glauben, der Missionär könne und müsse überall helfen und bedenken nicht, daß er selbst ein armer, auf die Mildtätigkeit einiger Wohltäter angewiesener Mann ist.

Wenn die Käffern merken, daß kalte Witterung einfällt, müssen die Mädchen und Frauen hinaus in den Wald, um Brennholz zu holen. Manche tragen kolossale Bündel auf den steilsten Pfaden über eine Stunde weit auf dem Kopf nach Hause. Jüngst kamen über 80 solcher Weiber hierher nach *Emaus* und baten um die Erlaubnis, in unserem Wattewald Holz sammeln zu dürfen. Unser Schaffner verlangte, daß sie dafür einen halben Tag bei uns arbeiten müßten. Sie gingen gerne auf die Bedingung ein.

Ist in einem Kraale das nötige Brennholz vorhanden, so wird mitten in der Hütte den ganzen Tag über ein lustiges Feuerchen unterhalten, und alles, jung und alt, sitzt im Kreise ringsum. Da wird nun ungezählte Stunden lang geplaudert und erzählt, geschnupft, gegessen und getrunken und die kostbare Zeit totgeschlagen; daß dies ein Fehler sei, sieht der Kaffer absolut nicht ein; am wenigsten aber will ihm einleuchten, daß man sich auch durch rüstige Arbeit erwärmen könne. In der Regel scheut er beides, die Arbeit, wie die Kälte. Hoffentlich denkt und handelt die kommende Generation anders.

Emaus, 9. Juni 1910. — Zwei gute Wegstunden von hier entfernt lebte ein uraltes Weiblein, Mutisa mit Namen. Sie wollte sich schon lange taufen lassen, konnte es aber nicht übers Herz bringen, dem rohen Menschen, der ihr vor vielen, vielen Jahren den Unterfeuer krumm geschlagen, zu verzeihen. Jedesmal, wenn sie an jenen Menschen dachte, flammt ihr Zorn von neuem auf. Endlich, als sie schon ihre 90 Jahre zählen möchte, verzich sie ihm und wurde dann von uns getauft.

Kurz darauf wurde sie schwer krank. Ihre Tochter verpflegte sie mit aller Liebe und Altmutterlichkeit. Letztere möchte auch gerne Christin werden, allein so lange sie als zweites Weib mit ihrem heidnischen Manne zusammenlebt, kann davon natürlich keine Rede sein. Als das Mütterchen gestorben war, kam die Tochter hieher, um wegen der Beerdigung das Nötige zu besprechen. Man bringt sonst vielfach die Leichen auf einem bloßen Kaffernschlitten hieher, allein in diesem Falle waren die Wege so steil und schlecht, daß man sogar auf dieses primitive Transportmittel verzichten mußte. Wir liehen daher den guten Leutchen unsere Totenbahre. Zuerst erschien ein Mann aus der Nachbarschaft, um das Grab zu machen. Später brachten sie die Leiche; sie war in eine bloße Decke eingehüllt, denn die Leute waren zu arm, um einen Sarg zu kaufen. Die Strohmatte, auf der sie bei Lebzelen gelegen, lag daneben und mußte ihr kaffrischem Brauche gemäß ins Grab mitgegeben werden. Ihre Tochter stieg in die Grube hinab, um die Leiche in Empfang zu nehmen und schön gerade zu betten, während ihr Mann seinen Dienstleifer dadurch befundete, daß er das Grab mit beiden Händen zuschütten half. Zu guter Letzt beteten wir gemeinsam drei Vater unser für die Seelenruhe des alten Mütterchens.

So primitiv derartige Beerdigungen an sich sind, so stiftet sie doch auch ihren Nutzen. Schon mancher Stodheide ist bei einem derartigen Anlaß zum erstenmale zu uns gekommen und hat dadurch die Mission kennen